

Heimgang

Ralph Kunz

Persönlich

Ich bin Theologe und war für kurze Zeit als Pfarrer tätig. In dieser Zeit besuchte ich Gemeindeglieder in der Rolle des Seelsorgers. Meine Mutter musste nach einem Schlaganfall in ein Heim umziehen. Ich hatte also auch von Berufs wegen ein Interesse an den Menschen, die meine Mutter betreuten, begleiteten und pflegten. Mich interessiert diese Form der Seelsorge nicht nur als Sohn, sondern auch als Forschender. Unter anderem habe ich Patienten und Experten-Interviews geführt, um mehr darüber zu erfahren, wie Seelsorge stattfindet und ankommt. Was ich in diesem Beitrag erzähle, hat mit meiner Berufs-, Lehr- und Forschungstätigkeit nur indirekt zu tun. Ich wurde von den Herausgeberinnen des Bandes eingeladen, als Angehöriger etwas zur Heim- oder Spitalseelsorge zu schreiben, die meine Mutter – und wir – erfahren haben. Es geht im Folgenden in erster Linie um mein persönliches Erleben.

Das ist zwangsläufig eine sehr eigene Sicht: So habe ich es erlebt. Der Bericht einer meiner Brüder oder meines Vaters wäre gewiss ein anderer geworden. Wenn ich als Angehöriger berichte, schliesst das den Versuch mit ein, mir meine Mutter vorzustellen, mich zu erinnern, was sie gesagt und wie sie Seelsorge erlebt hat. Sie hat sich immer sehr dankbar geäußert. Im Wesentlichen war es Dank für die Freundschaft, die sie empfangen hatte. Auf das lief es für sie hinaus. Die Seelsorgerin wurde ihr zur Freundin. Das mag etwas speziell klingen und ist es auch. Ihre Geschichte ist

schliesslich eine spezielle Geschichte. Aber welche Lebensgeschichte ist das nicht?

Krankheitsgeschichte

«Mich trifft der Schlag» ist eine Redewendung, die leichthin gesagt einen schweren körperlichen «Betriebsunfall» als Bild verwendet. Bei meiner Mutter wurde das Bild real. Meine Mutter war 59, als ein Hirnschlag ihr Leben komplett veränderte. Es hat sie getroffen wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ihr Leben änderte sich schlagartig. Über Nacht wurde sie invalid und war nicht mehr die rüstige und unternehmenslustige Frau, die sie vorher war. Es hat sie und es hat uns alle getroffen: meinen Vater, uns vier Söhne und Familien, Verwandte und Freunde. Betroffen waren selbstverständlich auch die nahen und fernen Bekannten. Meine Mutter war eine dorfbekannte Persönlichkeit, war in der Kirchenpflege und leitete eine Gymnastikgruppe. Es ist aber ein feiner, wenn auch entscheidender Unterschied, ob es einen trifft oder betrifft oder (eine gewisse Zeit lang) betroffen macht.

Es war für uns alle nicht einfach, die Krankheit – sie schien uns mehr ein Unfall – richtig einzuordnen. Hirnschlagpatienten haben ganz unterschiedliche Prognosen. Einige haben Glück. Die Therapie schlägt an und nicht betroffene Hirnregionen übernehmen Funktionen der kranken bzw. zerstörten Regionen. Die gelähmten Gliedmassen erholen sich – eventuell bleibt nur eine kleine Behinderung zurück. Dann gibt es aber auch die schweren Fälle. Meine Mutter war ein schwerer Fall. Aber was das hiess, war ihr und uns am Anfang nicht so richtig bewusst. Nach etwa drei Jahren dämmerte es uns, dass die halbseitige Lähmung nicht wegtherapiert werden konnte. Mutter blieb als Semiplegikerin auf den Rollstuhl angewiesen. Als halbseitige Gelähmte

wurde sie pflegebedürftig. Diese ersten Jahre der Krankheit waren hart, weil niemand sagen konnte, oder auch nicht zu sagen wagte, wie viel «wieder kommt». Rückeroberung war damals angesagt. Vielleicht liesse sich mit Training eine Verbesserung erreichen? Zumindest das Umfeld glaubte daran. In dieser Kampfhaltung kutschierten wir Mutter vom Spital in die Reha nach Valens und wieder retour ins Spital. Unendliche viele Therapiestunden liess sie über sich ergehen und arbeitete mehr oder weniger verbissen am Ziel, wieder etwas zurückzugewinnen. Dabei kämpfte sie nicht nur mit ihrem Körper. Die Veränderungen im Hirn sind nach einem Schlag im eigentlichen Sinne des Wortes gewaltig. Auch die Psyche bekommt etwas ab. Meine Mutter war sehr niedergeschlagen. Sie weinte nach einer anfänglichen depressiven Phase – in der sie erschüttert und zugleich unerreichbar wirkte – sehr viel und war gefühlsmässig ausgesprochen labil. Dieser Überfluss an Emotion überforderte die meisten ihrer Besucher: Viele kamen einmal und nie wieder. Am Schluss blieben einige wenige treue Seelen übrig. Man konnte sie immerhin an zwei Händen abzählen. Aber was heisst am Schluss? Zunächst mussten wir Abschied nehmen von der Idee, dass mit Therapien grandiose Fortschritte zu erreichen sind. Ich glaube, meine Mutter hat das früher akzeptiert als wir und uns zuliebe eine Zeit lang mitgespielt, bis ihre Energie erschöpft war.

Neuer Lebensmut

Nach ein paar Jahren war es dann soweit. Mein Vater verkaufte das Haus und zog in eine kleinere Wohnung. Die weitere Pflege meiner Mutter, die inzwischen wieder zuhause wohnte, hätte ihn überfordert. Sie musste definitiv ins Wohnheim umziehen. Dieser Heimgang von Zuhause weg war

einerseits hart für sie. Andererseits war auch ihr klar geworden, dass die Situation mit Spitex und anderen Assistenzen nicht mehr zu bewältigen war. Hinzu kam die Angst zu stürzen. Die Sturzgefahr war eine Folge der epileptischen Anfälle, an denen sie litt. Der Besuch der Toilette, das Aufstehen und Positionswechsel wurden gefährlich. Unser Haus war nicht rollstuhlgängig.

Der Umzug ins Heim war der Beginn einer neuen Phase in ihrem Leben. Da die Sache mit der «Heilung» abgehakt war, konnte sich meine Mutter innerlich und äusserlich neu einrichten. Sie war schon immer eine grosse Leserin. Nun stapelten sich die Bücher in ihrem Zimmer. Die Spitalbibliothekarin regte an, die Leseratten im Heim sollen doch einen Literaturklub gründen. Es haben sich dann ein paar Frauen gefunden, die die Idee aufgegriffen haben. Es kamen auch Frauen von auswärts. Das war wichtig. Die Zeit der Krankenbesuche, die mit Blumen und Schokolade bewaffnet für eine halbstündige Betroffenheitsvisite vorbeischaute, war schon lange vorbei. Geblieben ist das erwähnte kleine Häufchen der treuen Freundinnen. Das gemeinsame Interesse an Literatur hat geholfen, die Banden zu festigen.

Die Seelsorgerin spielte als Vermittlerin und Diskussionspartnerin eine wichtige Rolle. Sie begleitete meine Mutter, aber – ich wage zu sagen – meine Mutter begleitete auch sie. Sie hob alle ihre Predigten auf. Ich müsse sie unbedingt lesen, was ich natürlich gemacht habe. Es waren gute Predigten. Sie boten Gesprächsstoff und halfen, das eigene Schicksal zu akzeptieren. Das hört sich ziemlich platt an. Es ist tief gemeint. Die Auseinandersetzung mit der Krankheit brachte meine Mutter weiter und in gewissem Sinne auch in existenzielle Tiefen. Was am Anfang ein Hadern war, wich immer mehr einer neuen Sicht. Bevor sie krank wurde, plante sie eine Reise nach Kalifornien. Noch jahrelang fantasierte

sie von der Zeit, wenn sie wieder einmal reisen könne. Irgendwann stellte sie um und sagte: «Ich verreise mit meinen Büchern.»

In dieser Phase der vertieften Auseinandersetzung beschäftigte meine Mutter vor allem die Beziehung zu meinem Vater. Die Krankheit hat alles verändert. Es war für beide schwierig geworden. Meine Mutter brauchte einen Ort, um sich auszusprechen. Sie war sehr dankbar für die Seelsorgerin, die sich wohl einiges anhören musste, aber natürlich allparteilich bleiben sollte. Das gelang ihr, soweit ich es beurteilen kann, wunderbarerweise. Sowohl mein Vater wie meine Mutter schätzten sie und vertrauten ihr.

Das Heim

Das Heim, in dem meine Mutter schliesslich mehr als ein Vierteljahrhundert lebte, beherbergt ältere pflegebedürftige Menschen. Es war eine recht heterogene Gemeinschaft. Einige waren körperlich recht unbeweglich, aber geistig noch recht munter. Die zusammengewürfelte Schar, so sieht es das Konzept vor, bildet eine Wohngruppe. Meine Mutter fiel es anfangs nicht leicht, sich in dem neuen sozialen Gefüge zurechtzufinden. Mit den Jahren wuchs sie hinein. Wichtig wurden ihr die Pflegenden. Ein paar mochte sie ganz besonders gut. Sie war wohl für die Pflegenden auch eine angenehme Heimbewohnerin. Sie war interessiert am Gegenüber, erkundigte sich nach der Familie, diskutierte gerne und hatte interessante Themen. Mir erzählte sie, sie habe den Eindruck, sie sei dann und wann für diese Leute die Seelsorgerin. Auf jeden Fall sah sie sich in dieser Phase ihres Heimlebens nicht als Patientin oder Pflegefall. Sie war froh um die Hilfe, die sie in Anspruch nahm, aber entwickelte ein neues,

nicht von der Krankheit bestimmtes Ich. Die Gefahr der epileptischen Anfälle und eines zweiten Hirnschlags blieben zwar ein Thema, aber sie gehörten zur Behinderung, mit der sie leben musste und zunehmend auch wieder zu leben wusste.

Ich meine, in dieser Zeit habe sich auch die Beziehung zur Seelsorgerin noch einmal gewandelt. Ich habe bewusst das Wort Freundschaft verwendet. Beide Frauen bezeichneten ihre Beziehung so, auch wenn ihnen immer klar war, dass die Seelsorge zum Auftrag der Institution gehört. Natürlich schliesst das Eine das Andere nicht aus. Ausserdem können Freundschaften ja viele Facetten haben. Das gilt selbstredend auch für Seelsorge. Für meine Mutter war die Seelsorgerin ein Gegenüber auf Augenhöhe. Sie wurde zur Vertrauten, aber nicht im Gefälle der Gebenden zur Empfangenden. Was meine Mutter erfuhr, war ein persönliches Interesse. Wenn sie nicht im Gottesdienst war, was selten vorkam, wurde sie vermisst. Sie tauschte sich mit der Seelsorgerin aus und wurde als Person ernst genommen – was sich auch darin äusserte, dass öfters gelacht wurde.

Angehörige

Das Leiden eines nahen Angehörigen ist eine prägende Erfahrung. Man leidet mit bis zum letzten Atemzug. Was meiner Mutter widerfuhr, nur als Leidensweg zu sehen, wäre aber eine Verkürzung ihrer Geschichte, die sie vehement zurückgewiesen hätte. Sie hat in diesen Jahren viel Schönes erleben dürfen. Die Seelsorge gehörte dazu. Gerade weil es da nicht immer um Trost ging. Seelsorge nur diese Funktion zuzubilligen, verkürzt sie auf unzureichende Art und Weise. Seelsorge würde so zwangsläufig zu einer Art Vertröstung.

Als Angehöriger, der jahrelang in einem Heim ein- und ausgeht, lernt man Ort, Bewohnerinnen und Mitarbeiterinnen kennen und in meinem Fall auch schätzen. Die beste Seelsorge der Welt kann nicht leisten, was nur im Zusammenwirken verschiedener Professionen geleistet werden kann: Meine Mutter hat im Heim ein Zuhause gefunden. Dazu haben viele beigetragen. Die Seelsorge ist eingebettet in den Lebensfunktionen des Heimalltags. Sie ist Teil eines Ganzen, das auch Leibsorge umfasst und «care» oder Teilhabe und Teilgabe genannt werden kann. Was mich am meisten beeindruckte und tröstete (!), war die Erfahrung, dass die Leute, die sich um meine Mutter kümmerten, sie mochten. Was wäre «care», wenn in und mit ihr keine Freundschaften entstünden? Vermutlich wäre sie eine Art Versorgung oder Fürsorge, was nicht dasselbe wie Anteil nehmen und geben ist. Was wirklich hilft zu leben, kann professionelle Freundlichkeit allein nicht leisten. Das ist kein Votum gegen die Professionalität. Es ist die Einsicht, wie wichtig eine beseelte Profession ist. Mir ist am Beispiel und an der Seite meiner Mutter wichtig geworden, dass es ihr im Heim, in dem sie leben muss, wohlergeht.

Von 1995 bis 2010 lebte sie im Heim, wo sie schliesslich nach einem zweiten Schlag gestorben ist.